



Azurkind

Michael Kreitmeir über Michael Kreitmeir

Was ich vom Hörensagen weiß:

Ich wurde geboren als drittes von acht Kindern an einem regnerischen und windigen 18. September, nicht die Spur von goldenem Herbst also. Man schrieb das Jahr 1956 und die Menschen hatten nicht viel, dafür umso mehr Hoffnung und Optimismus. Letztlich verdanke ich dieser positiven Grundhaltung mein Leben, denn ich bescherte meiner Mutter eine schwierige Schwangerschaft und obwohl die Ärzte ihr zu einem Schwangerschaftsabbruch rieten oder doch wenigstens dazu, das Schmerzmittel „Contagan“ zu nehmen, blieb ich von beiden dieser für mich ansonsten weniger erfreulichen Maßnahmen verschont.

Wer in einer großen Familie auswächst, zu meinen drei Brüdern und vier Schwestern kamen noch drei äthiopische Pflegeschwestern und eine südamerikanische Adoptivschwester dazu, der lernt viel, sehr viel fürs Leben. Teilen, sich durchsetzen mit Argumenten, seine Stellung in einer großen Gemeinschaft finden und zu verteidigen aber auch zu akzeptieren, dass man anders ist und lebt als fast alle anderen Menschen draußen. Und so kam es wohl, dieses Drinnen- und Draußen-Gefühl.

An was ich mich dumpf erinnere:

Die Schule? Na ja, da gibt es nicht viele gute Erinnerungen! Das Fräulein Pflüger in der ersten Klasse war richtig nett und machte Lust auf mehr Lernen. Leider blieb sie die Ausnahme, danach gab es viel Geschrei und Prügel, was mir wenig ausmachte, weil ich ja das Drinnen hatte, meine, unsere Familienburg, wo wir alle zusammenhielten und wohin ich immer zurückkehren konnte.

Und da war noch dieser Deutschlehrer, den ich richtig mochte und der auch meine frühe Begeisterung fürs Theater teilte und förderte. Da war ich schon im Gymnasium. Während andere Lehrer mich vor der gesamten Klasse verspotteten, weil ich die alten Kleider der Verwandtschaft auftragen musste, wir waren nämlich dank der großen Kinderschar nicht gerade vermögend, hatte dieser junge Lehrer etwas, was mir so selten unterkam: Freude am Lehren. Im selben Jahr, indem die von mir heftig angeschwärmte Klassenkameradin Gisela mit gerade mal 15



Jahren an Knochenkrebs starb, erkrankte auch mein Lieblingslehrer. Auch er starb, gerade mal 30 Jahre jung und kurz vor seinem Tod noch Vater geworden. Später sollte seine Witwe, eine strenge, aber gerechte Englischlehrerin, zu den positiven Gestalten meines offiziellen Lernlebens werden.

An was ich mich zu erinnern glaube, Verklärung nicht ausgeschlossen:

Der Rest ist schnell erzählt. Ich war über all die Jahre entweder Klassensprecher oder der Vertreter. Als Schulsprecher kam ich in großen Konflikt mit einigen Lehrern und musste schließlich die Schule wechseln und zwei Jahre lang in das 25 Kilometer entfernte Ingolstadt pendeln. Mit der Fachoberschule, Bereich Sozial, durfte ich dann eine völlig andere Form des Lehrens und Lernens mit Praktika und offener Diskussion erleben. Kein Wunder, dass ich zum besten Fachabiturienten meines Jahrgangs wurde.

Beruf:

Nur zwei Tage nach der Abschlussfeier begann ich meine praktische Ausbildung zum Journalisten,



Azurkind

denn die fünf großen Ws, „Wer, Wie, Wo, Wann und Warum“ hatten schon immer mein Leben bestimmt – und was war da naheliegender als meine Neugierde zum Beruf zu machen. Zuerst mit Vertrauensvorschuss verwöhnt, danach durch die harte Schule: Kaum zu glauben, aber es war die „Kirchenzeitung für das Bistum Eichstätt“, bei der ich wirklich viel lernte, ganz einfach weil ich sehr schnell sehr viel realisieren durfte, dank eines Chefs, für den Vertrauen zu den Mitarbeitern und deren Motivation ganz groß geschrieben wurde. So einen Boss wie meinen eigenen Vater, der damals Chefredakteur war, bekam ich leider nie wieder. Und dann hieß es, ab in die Großstadt, für uns hieß das damals auf nach München. Bei der führenden Münchner Tageszeitung ging es recht hart zu. Im Studententempo Termine wahrnehmen und dann in Bus, Straßenbahn oder U-Bahn auf dem Weg zum nächsten Termin, schnell was im Notizbuch festhalten, um am Ende des Tages nur selten etwas Gedrucktes in der Zeitung zu finden. Hartnäckigkeit, schnelles Arbeiten, Frustrationstoleranz, große Selbständigkeit und eine jahrelange Abneigung gegen Weißwürste, die es praktisch auf jedem Pressetermin am Vormittag gab, gerade diese Lehrjahre hinterließen tiefe Eindrücke. Über ein Begabtenpraktikum kam ich zum Fernsehen, dem Bayerischen Rundfunk, der damals, ich glaube es war 1979, noch übte, um sich vom Studienprogramm zum Vollprogramm zu mausern. Ich durfte mithelfen und fand das Alles zwar aufregend, aber gar nicht so schwierig, wie ich vorher gedacht hatte. Das Fotografieren hatte ich immer schon geliebt, gleichsam als Ausgleich für meine wenig ausgeprägte Fähigkeit des Malens und Zeichnens. Bewegte Bilder waren da noch um ein Vielfaches spannender.

Was ich weiß:

Man ist mehr als das, was man isst oder was man verdient:

Dann rief mich der Staat und ich folgte dem Ruf, zwar nicht zu den Waffen, sondern 18 Monate in ein Heim für geistig und mehrfach Behinderte, weggesperrt im ehemaligen Kloster Attl bei Wasserburg. Die Zeit dort bei und mit den von der Gesellschaft

Ausgesonderten blieb tief in meiner Seele haften und war unglaublich wichtig, weil ich dort lernte, was für ein großartiges Geschenk es war, dass ich frei über mein Leben verfügen durfte, während es Menschen gab, die ohne eigenes Verschulden lebenslang weggesperrt wurden.

Wie intensiv diese Zeit gelebt und auf beiden Seiten erlebt wurde, lässt sich mit Worten nicht beschreiben. Fast 30 Jahre später, bei einem der leider selten gewordenen Besuche in Attl, das ich kaum wieder erkannte, so war da gebaut worden, wurde ich sofort von drei älteren Herren erkannt und mit „Michi, Michi“-Rufen begrüßt. Der Horst wollte von mir, wie gehabt, „a Mark“ für Zigaretten, der Rainold erzählte mir begeistert von seinen zwei Lieblingsfußballvereinen, den Bayern und den Sechzigern: „Der Auge, der Auge, der hat m’a a Autogramm geben“. Ja, das wusste ich schon, das hat er mir schon 1980 erzählt, als der Augentaler noch jung und ein Bayernspieler war. Oder der Dietmar mit dem Aussehen eines Holzfällers und dem Gemüht eines kleinen Kindes, der begeistert immer wieder murmelte: „Der Miichie is da, der Miichi is da“. Ein Jahr später waren Horst und Dietmar gestorben, doch ich werde sie und die vielen Anderen aus meiner Josefsgruppe in Attl nie vergessen, so wie sie mich nicht vergessen haben, weil wir uns damals für 18 lange und auch wieder kurze Momente richtig mochten, ja gerne hatten über alle Gitterstäbe und gesellschaftlichen Schranken hinweg.

Grenzen überwinden oder besser noch einfach nicht sehen, darüber hinweg gehen. „Piratreisen“ aus Regensburg, das wirklich andere Reisebüro, das sich schon lange vor dem allgemeinen Trend auf „organisiertes Abenteuer“ spezialisierte, ermöglichte es mir, die Grenzen Europas hinter mir zu lassen. Mein jüngerer Bruder Hajo studierte damals in Regensburg, und bei einem meiner Besuche dort, stellte er mir den Oberpirat Bobby vor. Und der engagierte mich schon am ersten feuchtfröhlichen Abend als Reiseleiter für einen großen Asientrip: Thailand – Malaysia – Singapur – Java – Bali, schon bei den Namen kam Fernweh auf. Und damals, in den frühen 80-ern war das Reisen dorthin wirklich noch eine Art Abenteuer, in jedem Fall etwas Besonde-



Azurkind

res. Beim ersten Trip wollte mich der große Meister höchstpersönlich „anlernen“, was aber buchstäblich im Alkohol ertrank, sprich, schon kurz nach der Ankunft in Bangkok verabschiedete sich der Chefpirat in einen Dauerrausch, der so lange dauerte wie die ganze Reise. Und so ließ er mich alleine mit einer nicht einfachen Klientel, denn gebucht hatten vornehmlich Lehrerehepaare, die so ihrem supergesicherten Alltag und oft auch ihren langweiligen Beziehungen abenteuerlichen Schwung verpassen wollten, aber bitte mit Reiseführer und Reiserücktransportversicherung. Ich lernte viel über mich, über andere, über Tourismus und wie man ihm, nach getaner Arbeit, entkommt. Und fast unmerklich aber auch unaufhaltsam wuchs da etwas, das mich nie mehr loslassen sollte: Eine Leidenschaft für und fast schon Liebe zu Asien.

Ich reiste viel, kam schließlich auf die Philippinen und wäre dort vermutlich auch geblieben, wenn da nicht, ja wenn da nicht so ein bezauberndes und verzauberndes blondmähniges Wesen auf irgend einem lokalen Airport herumgehüpft wäre, verträumt am Daumen lutschend. Schicksal, vermutlich, jedenfalls hatten sie und ihre Begleiter dasselbe Ziel wie ich, den damals noch verträumten Traumstrand von Borokay. Auf der Fahrt durch die Nachbarinsel im völlig überfüllten Jeep hielt ich die Enge nicht mehr aus und kletterte aufs Dach und wenig später war auch sie dort. Sie verließ ihren Begleiter für mich und knapp zehn Jahre später mich für einen neuen Begleiter. Mir blieben wieder viele Erfahrungen und der gemeinsame Sohn Manuel.

Und dann kam das Fernsehen, Karma, Schicksal, denn ich und das Fernsehen, wir waren für einander gemacht, vielmehr weniger der Apparat und schon gar nicht die Bürokratie, sondern dieses Geschichten Erzählen mit bewegten Bildern. Schon als Junge musste ich meinen drei Brüdern jede Nacht eine Geschichte erzählen und ich sah die Bilder, die ich beschrieb, spürte die Menschen fast, die ich erfand. Viele Jahre später streifte ich mit einem Kamerteam durch die Lande und musst nichts aber schon gar nichts erfinden, ich brauchte nur hinschauen, hinhören, mich hineindenken und dann gut erzäh-

len in teilweise symbolische Bilder packen, was mir das Leben erzählte. Das war lange vor der Zeit der so genannten Bildreporter. Damals gab es noch Fahrer und Kameramänner, eine Vorzeige-Kamerafrau, Assistenten und Assistentinnen, ja sogar noch Tonleute. Eingepägt hat sich mir der geläufige Spruch: „Wer bremst? Der Ton!“. Für mich war dieser Aufwand, oft auch noch mit Beleuchtern, meist störend. Perfektion, die die Wirklichkeit vertreibt, hatte für mich in Bereich der Dokumentation keine Berechtigung, daher verspürte ich auch nie den Wunsch hin zum Spielfilm. Schließlich gelang es mir immer häufiger, auch dank der ersten digitalen Kameras, Geschichten zu erzählen, von da, wo niemand mitwollte, etwa im Kamtschatka bei Minus 50 Grad. Nur ich und eine Einchip-Sonykamera, ein russischer Dolmetscher, der auch noch nie hier war und eisige Kälte, das war Anfang der Neunziger Jahre und da war es, zumindest bei der ARD, die absolute Ausnahme, dass einer alleine loszog. Ich tat es, und es machte Sinn, weil ich festhalten konnte, was ich sah, was mich bewegte, ohne auf Arbeitszeiten und Hotels Rücksicht nehmen zu müssen. Wenn ich filmte, war mir fast alles andere egal, da konnte ich Hitze und Kälte aushalten, es war nicht wichtig, wo ich in der Nacht schlafen würde oder wann ich zum nächsten Mal was zum Essen bekam. Bei den Teams machte mich das nicht gerade beliebt. Aber es gelang mir immer wieder, LEBEN und GEFÜHLE in Bildern einzufangen.

Der Bayerische Rundfunk, Abteilung Fernsehen:

Der Rein-Main-Donau-Kanal sollte bald eröffnet werden und in der Redaktion „Unter unserem Himmel“ wollte man etwas Ungewöhnliches machen. Also schickte mich der damalige Redaktionsleiter los in einem alten VW-Bus des Senders, mit einem Kameramann aus einem der Anrainerstaaten Bulgarien und einem fahrenden Assistenten. Ich hatte keine Ahnung als ich in Rotterdam startete, was mich auf der langen Reise bis ans Schwarze Meer erwarten würde. Ich wusste, dass es schwer sein würde mit den Visa und den Drehgenehmigungen so kurz nach der so genannten Öffnung des Ostens. Es wurde filmisch gesehen mein größtes Abenteuer



Azurkind

und eines, an das ich mich sehr, sehr gerne erinne-
re.

Wie sagte der ehemalige Außenminister Hans Dietrich Genscher im hohen Alter auf die Frage einer Reporterin, ob er Kanzlerin Merkl nicht gerne einen Rat geben würde: „Jede Zeit hat ihre Menschen und jeder Mensch hat seine Zeit“. Ich hatte die Chance, eine Welt im Umbruch kennen zu lernen, die damals so anders war, weil ich noch eine Zeit miterleben und sogar ein bisschen mitgestalten durfte, bevor alles, dank Internet und globaler Vernetzung gleichgemacht wurde. Ich erfand die Sendereihe Kunst & Krempel, auch wenn das heute aus Tantiemengründen beim BR niemand mehr wissen will, ich machte über 100 Filme und habe mehr als 20 Jahre lang für die ARD in einer mehrstündigen Livesendung das Oktoberfest eröffnet. Aber irgendwann spürte ich, dass meine Zeit dort vorüber war, dass sich das Fernsehen konträr zu mir selbst entwickelte, wir irgendwann nicht mehr zusammen gepasst hätten. Solange freilich bis man mich entsorgte, musste ich gar nicht warten, denn längst war in meinem Leben etwas anderes, etwas ganz anderes wichtig geworden.

Ein neues Leben:

In grauer Vorzeit, als es noch keine Handys gab und sie auch niemand brauchte, ich glaube man schrieb das Jahr 1996 und ich war auf dem Höhepunkt meiner Fernsehkarriere. Im Mitarbeiterzimmer der Redaktion „Land und Leute“ hatte ich gleich zwei Telefone, ich war ja so was wie der ungekrönte König der Freien mit einer eigenen Serie und jeder Menge Sonderaufgaben. Meine Frau war dran, sie war zum Flughafen gefahren, um „Last Minute“ einen Urlaubsflug zu buchen. „Dominikanische oder Sri Lanka?“ wollte sie wissen. „Egal“, antwortete ich, sie buchte Sri Lanka, und mein Leben bekam eine völlig neue Richtung. Immer wieder habe ich mich gefragt, würde ich wieder „egal“ antworten, nach all dem, was ich heute weiß? Doch solche Frage wollen gar keine Antworten, weil sie immer im Bereich des Unmöglichen, Unwirklichen bleiben werden. Ich sagte „egal“ und wir flogen nach Sri Lanka. Meine Frau

Elke brauchte nach einer schweren Schwangerschaft eine Auszeit, das Kleinkind, unser gemeinsamer Sohn Marco, war bei den Großeltern bestens versorgt, Elke hatte wie immer alles perfekt durchdacht und ein wunderbares Hotel, das Mount Lawinia in Moratuwa gebucht. Und genau mit dieser perfekten touristischen Bedürfnisbefriedigung konnte ich nicht mal einen Tag klarkommen. Der erste, gemeinsame Urlaubstag im Tropenparadies Sri Lanka. Sie lag, eingeeilt, mit coolem Drink am Pool, ich kam mit zwei alten Helmen, hatte ein noch älteres Motorrad aufgetrieben und wollte etwas sehen von der Insel. Ich gab ihr zwei Stunden, um sich zu entscheiden, mit mir die Insel zu erkunden oder alleine am Pool dem Hautkrebs zu huldigen. Sie kam mit, so wie sie immer wieder mitkam, denn ich schien zu den Menschen zu gehören, die mit Sri Lanka irgendwie einfach nie fertig werden. Irgendwann freilich, viele Jahre später, war es für sie genug, sie traf ihre Entscheidung für ein Leben in Deutschland und sie akzeptierte nicht nur, dass ich mich anders entschied. Bis heute unterstützt sie von Deutschland aus das was ich tue, hat nie geklagt, schon gar nicht angeklagt, war und ist mir eine zuverlässige Freundin und einer der ganz wenigen Menschen, denen ich absolut vertrauen kann.

Manuel, mein älterer Sohn kam nun mindestens zwei Mal im Jahr seinen Vater besuchen und blieb schließlich ein ganzes Jahr hier. Er feierte in Sri Lanka seinen 18. Geburtstag, um nur zwei Wochen später in der größten Naturkatastrophe, die jemals diese Insel heimgesucht hatte, dem Tsunami Ende 2004, als einer der ersten Katastrophenhelfer im Osten erwachsen werden zu müssen. Manuel hatte viele Pläne, studierte in Deutschland, um dann, gut ausgebildet, nach Sri Lanka zurückzukehren. Doch es kam ganz anders! August 2010, seit wenigen Tagen war Manuel zu einem Ferienbesuch hier. Der erste gemeinsame Trip führte Vater und Sohn an die Ostküste, wo Little Smile, also ich, nach einem Krankenhaus eine Internationale Schule baute. Am Rückweg, todmüde bereits, wurden wir von einem Sonderkommando der Armee gestoppt. Doch es war keine normale Kontrolle sondern eine Falle,



Azurkind

die mir ein korrupter Minister, der vorher vergeblich versucht hatte, mich zu erpressen, gestellt hatte. Manuels Hoffnungen und Planungen gerieten in einer langen Nacht auf einer Polizeistation im Nirgendwo der Steppe Sri Lankas bei sadistischen Verhören ins Wanken und zerbrachen schließlich, als sein Vater, also ich, am nächsten Tag ins Gefängnis geworfen wurde. Er stand zu mir, tat alles, damit ich raus kam und wollte dann aber selber raus, aus dieser einseitigen Beziehung mit einem Land, über das vor fast einem Jahrhundert bereits ein Reiseführer schrieb: „Je weniger du auf diese Insel bringst, umso weniger kann sie dir wegnehmen“. Nur eine Notiz am Rande: Als ich eine winzige Zelle mit 13 anderen Gefangenen teilte und niemand wusste, wie das ausgehen wird, haben Nachbarn des Kinderdorfes im Schutze der Dunkelheit, Steine auf die Kinderhäuser geworfen. Diejenigen, die so viel von Little Smile profitierten, hatten bereits den Besitz der Organisation untereinander aufgeteilt, während sich die Menschen, die ich in meiner alten Heimat zurückgelassen und letztlich verlassen hatte, für mich einsetzten. So etwas vergisst man nicht, weder in der einen noch in der anderen Richtung! Warum ich blieb, warum ich bleibe, trotz Gefahr, Undank und diesem ständigen Angelogen werden? Es ist nicht nur die Aufgabe, die ungeheure Verantwortung, das gewaltige Vertrauen von Kindern und Betreuerinnen, aber auch Unterstützern in der alten Heimat. Gerne sage ich, dass ich genau weiß, dass ich das Richtige tue mit meinem Leben, etwas, das Sinn macht über das hier und heute hinaus. Aber es gibt Stunden, wo ich mir da gar nicht mehr so sicher bin und trotzdem weitermache. Ich spüre, wie viel Kraft mich dieses Leben ständig an der Front und jenseits der Grenze des Zumutbaren gekostet hat und kostet, ich spüre, dass die vielen tausend Tage des Kämpfens, die unzähligen Enttäuschungen mir schwer zusetzen. Und doch, wenn ich erlebe, was durch dieses „egal“ und all das, was es mit sich brachte, bewegt wurde und bewegt wird, dann bereue ich nichts, weil ich eines Tages, nah oder fern, diesen Planeten anders verlassen werde, als ich ihn vorgefunden habe.

Viele wollen von mir einen Rat, aber ich habe keinen und zugleich so viele, die den anderen freilich wenig nützen, weil jeder Mensch seinen Weg hat, seine Antwort auf die ewig aktuelle Frage, die sich vor mehr als 2550 Jahren bereits ein Siddharta stellte. Little Smile ist die Antwort von

Michael, Johannes, Alois Kreitmeir,
geboren am 18. September 1956 als drittes von acht leiblichen Kindern

P.S. Wer mehr wissen will, von dem, was das genau ist, wofür ich seit 1998 lebe, der **schaut auf** die Homepage im Internet unter www.littlesmile.de oder der **schaut vorbei** in einem der Projekte, die in Sri Lanka den Namen Little Smile tragen. Aber bitte rechtzeitig vorher Bescheid sagen!